

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

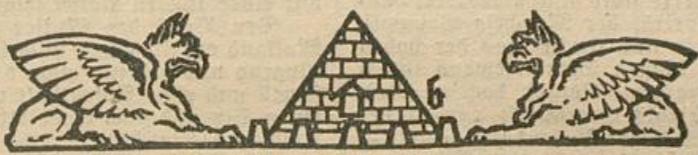
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

14.7.1929 (No. 28)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 28



14. Juli 1929

Wilhelm Zentner / Scheffel in Genua

Ein unveröffentlichter Scheffelbrief aus dem Jahre 1852¹⁾

Am 23. Mai 1852 trat Scheffel von Karlsruhe aus die lang-ersehnte Italienfahrt an. Schon im Herbst des vorhergehenden Jahres hatte der aus der Säckinger Amtsstube entronnene Dichter das Bündel des fahrenden Schülers schnüren und gen Süden ziehen wollen; allein die am politischen Horizonte aufsteigenden Gewitterwolken, vor allem der Staatsstreich von Louis Napoleon am 2. Dezember 1851, und das Widerstreben der Eltern, den Sohn in so kritischen Zeiten in der Ferne zu wissen, vereitelten die Abreise. Joseph erwies sich als gehorsamer Sohn und ging nach Bruchsal ans Hof-ericht, um den Winter über, eine ungestillte Sehnsucht im Herzen, nochmals den Staub der Alten zu atmen. Aber endlich im Frühling 1852 fekte er seine Absicht, sich in Italien zum Malerberufe zu bilden, durch. Der Vater hatte so ziemlich bis zuletzt opponiert. Die bösen Zungen in Karlsruhe fanden reichen Gesprächsstoff. Aus Lantenmund ging sogar ein böshaftes Wortspiel um: Scheffel werde wohl eher als ein „Maler“ ein richtiges „Malhör“ werden. Nur die Mutter stand zu dem Sohne, und aus ihren Briefen geht hervor, daß sie von dieser Italienreise zwar für den bildenden Künstler in Scheffel auch nicht viel erhoffte, aber durch die Fülle der Erlebnisse den Durchbruch des Dichters in Joseph erwartete. Sie sollte sich nicht getäuscht haben, denn das Ergebnis der einjährigen Wanderschaft war kein großes Delbild, von dem Scheffel anfangs geträumt hatte, sondern „Der Trompeter von Säckingen“ und eine Reihe von Liedern, die später Eingang ins „Gaudamus“ gefunden haben.

Der Dr. Giuseppe hatte es eilig, ins gelobte Land seiner Wünsche zu gelangen. Stürmende Impulse schienen ihn vorwärts zu drängen. An Hand seiner Reiseaufzeichnungen läßt sich seine Route leicht verfolgen. Mit der Eisenbahn ging's zunächst bis zu ihrem damaligen Endpunkte, nach Hallingen, darauf im Omnibus nach Basel. Zwei Magnete hätten Meister Josephus dabei von seinem Kurs ablenken können: Zell, wo die Cousine Emma weilte, und Säckingen, das zu einem Wiedersehen lockte. Aber Scheffel ließ in Offenburg nicht aus, um „Abschied zu nehmen“, wie auch in Basel die „Säckinger Anwandlungen“ unterdrückt wurden; noch in der Nacht wurde der Eilwagen nach Bern bestiegen. In Bern war kurze Rast vonnöten; beim sardinischen Gesandten mußte ein Passivum erwirkt werden. Am Montag, den 24. Mai, trug der Postwagen den Reisenden erst nach Thun und von dort über Frutigen nach Randersteig. Jetzt begann der Fußmarsch, der über den Gemmiß nach Bad Leut führte. Hier wurden die „letzten Andenken an die Schneefahrt“ (die Scheffel in seinem Bericht an den „Engeren“ in Heidelberg äußerst lebendig geschildert hat!) vertilgt und ein Ruhetag (26. Mai) eingelegt. Die Weiterreise schildert Scheffel in einem Schreiben an die Eltern folgendermaßen: „Von Leut im Wallis bin ich zu Fuß ins Rhonetal nach Brien, von da bei Sturm und Wetter in einsamer schauerlicher Wanderung auf den verlassen Pfaben der alten Simplonstrasse bergan gestiegen, dann bei blauem Himmel weiter zum Hospiz, wo ich bei den Bernhardiner Mönchen gastfreundlich gelabt und getrodnet wurde. Die Alpenpracht dort — auf der ganzen

Simplonstrasse ist über alle Beschreibung gewaltig. Ebenfalls zu Fuß den Simplon hinab, durch Fessenschluchten, Galerien, an Wasserfällen vorüber nach Domodossola — und hab die erste Sesta auf italienischem Boden in Daveno am Lago maggiore angeblickt der borromäischen Inseln gehalten, die ich auch meinem Skizzenbuch einverleibt habe.“

Am Pfingstsonntag abend (30. Mai) war Mailand erreicht, wo sich Scheffel zur Bewunderung der Kunstschätze, einschließlic eines Absteckers nach Monza, drei Tage aufhielt. Am 3. Juni erfolgte in der „Diligenza“ die Weiterreise nach Genua, wo Joseph am Abend des 4. Juni eintraf. Von hier aus fand der Dichter zum ersten Male Muße zu einem ausführlicheren Schreiben, das, an seine innig geliebte Schwester Marie, die die Reise mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte, gerichtet, im folgenden wiedergegeben sei.

Genua, Sonntag, 6. Juni 1852.

Meine theure Marie!

Ich halte schlecht Wort. Heute sind es 14 Tage, daß ich von Haus fortgezogen; und all die Briefe, die ich Dir versprach, sind noch ungeschrieben. — Schweizer Alpenpässe, Schnee und Eis und die Wunder der Simplonstrasse — Lago maggiore mit seinem Duft und seinen weichen Formen — Mailand mit seinen alten Kirchen, Bildern und Bibliothek und croatischer Militärherrschaft — (wo ich im Refektorium von Sa. Maria delle Grazie, dessen Kloster ich Caserne ist, unter tabakrauchenden und cartenspielenden Gränzern des alten Lenardo da Vinci Abendmahl aufgesucht) — und jetzt die Meer, Alpen, die Palläste und das Schiffsgewimmel von Genua, und das blaue mittelländische Meer, in dem so eine große Sehnsucht ins Weite eingezaubert ist (— daß Christoph Columbus, der Genoveser, den Drang nach America in sich trug, begreift man, wenn man hier von der Küste ins unendliche Blau hinausschaut). All das trug ich noch in mir herum, ohne Zeit und Stimmung zu finden es für Dich zu ordnen, und die schönen Skizzen, die ich Dir bringen wollte, sind leider alle ungezeichnet; im raschen Vorüberfliegen hab ich sie nur im Kopf notiert, und da sind viel schöne Albumblätter aus dem Rhonetal bei Leut und Naron, vom Simplon und ist aus Italien für Dich eingezeichnet. Da etne Sache nicht verloren ist, wenn man weiß, wo sie sich befindet, so trübte Dich damit. Leider auch das schöne Bild von Genua, was ich Dir bestimmt habe, ruht lediglich in meiner Erinnerung. Da bin ich gestern die Anhöhen hinauf zum Pallast des alten Andreas Doria gestiegen — beim Kloster San Francesco di Paolo — da war das Bild so schön und vollendet, daß nur die Kleinigkeit der Ausführung in Zeichnung und Farbe fehlte, um es mit heim-zunehmen: ein ganz südlicher Vordergrund, Veranda mit Feigen, Oliven und allen möglichen üppigen Mauerpflanzen, Gartenanlagen bis hinab, und dann das amphitheatralisch aufsteigende Genua mit hohen Pallästen und einem Wald von Schiffsmasten — und in halbkreisförmiger Ausdehnung die Gebäude des Hafens, rechts von dem weit und tief ins Meer hinausragenden Leuchtturm und den düstern Kalkfelsen mit ihren Bastionen und Batterien abgeschlossen — und als Schlußlinie hoch am Horizont das blaue Meer: da hast Du's. — Mangel an Zeit und künstlerischer Gesellschaft haben es unausgeführt gelassen. Wärs Du bei mir,

¹⁾ Mit Erlaubnis des Deutschen Scheffelbundes, Stb Karlsruhe, als dessen Jahressgabe 1929 „Scheffel in Italien, Briefe ins Elternhaus 1852/53“, herausgegeben von Dr. Wilhelm Zentner, demnächst erscheinen wird.

theure Marie, so säßen wir heut wieder dort oben, und die alte Italienerin würde Dir einen Rosen- und Geranienstrauch bringen, wie gestern der fremden norwegischen Signora, mit der ich oben war, und wir würden, trotz unserer vermeintlichen Kenntnisse vom Italienschen, kein Wort von dem Genueser Jargon verstehen, mit dem sie Dich begrüßte, dennoch aber, in der Universal-sprache einer kleinen buona mano antwortend, mit Hochachtung von ihr scheiden.

Und vorn auf die Skizze würden wir vielleicht auch das seltsame Denkmal aus Dorias Garten sehen. Der alte Andreas Doria, der trotz seiner Siege über Türken und Heiden auch des Undanks ein wohlgemessenes Maß von seinen Mitbürgern zu kosten erhielt und über Dank und Treue in politischen Dingen, wie es scheint, reise Studien gemacht hatte, fand am Ende seiner Tage, daß der treueste Kerl, der ihm im Leben zur Seite gestanden, sein großer Hund Roland gewesen, den ihm weiland Kaiser Carol V. geschenkt. Und wie der getreue Roland abstarb, ließ er ihm zu Ehren eine Marmortafel im Garten aufrichten und schrieb dessen Lob darauf; und so steht's jetzt noch da, umrankt von Ephen und Schlinggewächs, bei einer colossalen Statue des Neptun, die zum Andenken an ruhmreiche Seekriege dort emporragt.

Und dann, um einen Begriff von der soliden Pracht und der Einrichtung Genueser Nobili zu erhalten, würde ich Dich in den Palazzo Brignoli begleiten, wo in einer Reihe reichgezierter und goldvertäfelter Säule viel Meisterwerke italienischer Malerei hängen, und aus dem lebensgroßen Porträt der Marchesa Brignoli, deren wunderschönes Köpfchen so fein und zierlich aus der hohen Halskrause und dem goldgezierten blauen Sammtgewand ihrem Gemahl entgegenschaut, der in schwarzem Mantel, hoch zu Ross, eine antike Männergestalt, grüßend (als Gegenstück) vorbeirittet — Malster van Dyd hat sie beide mit hoher Vollendung gemalt — würden wir uns eine genuesische Geschichte aus alten Zeiten zusammensetzen und vielleicht zum Resultat kommen, daß Freud und Leid und alles, was im Menschenherzen ruhig und sturmesbrandend auf und absteigt, in genuesischen Pallästen vor ein paar hundert Jahren den Menschenkindern nicht anders zugemessen war als jetzt. Und aus den blaffen, sehnsuchtsvollen Zügen des norwegischen Malers Berg, den ich mit seinen Landsknechten hier aufgesucht, der hier die beiden Köpfe copiert und meinem Freund Eggers sehr gleicht, würden wir vielleicht ein Stück Künstlerdrang und Unbefriedigtheit am eigenen Schaffen und Heimweh nach dem Ideal, was andere besser erreicht als wir selbst, als moderne Geschichte beifügen. Berg und Thäler kommen nicht zusammen, wohl aber die Menschen: das hab ich auf meinen Fahrten bis jetzt erprobt.

Seit 8 Tagen reise ich mit einem norwegischen Ehepaar aus Bergen, Schumann, die in ihrem Norden und bei soliden Geschäften in Handel und Ausrüstung von Wallfischfängern auch vom Zug nach Süden gepackt wurden und nun nach Neapel gehen; und Dr. Schumann suchte zu Genua auf der Börse nach Landsknechten und fand sie auch, und diese führten ihn zu einem andern Landsmann, dem Maler, der noch ein paar hundert Stunden weiter nördlich zu Hause ist: und so wurde gestern im Palazzo Brignoli eine so vielstimmige norwegische Conversation gepflogen, wie sie in diesen Sälen wohl noch nie erklingen hat.

Im Teatro Carlo felice bin ich gestern abend auch gewesen und hab mich bis lang nach Mitternacht (es beginnt erst um halb 9 Uhr) von den Tonwellen „Robert des Teufels“ bearbeitet lassen, auch dem Ballet, diesem Gesang mit den Füßen, den der Italiener so kultiviert, meine pflichtschuldige Aufmerksamkeit geschenkt. Und wenn ich auch nicht so ungerührt blieb wie die Midshipmen von der americanischen Fregatte, die in ihren blauen Seemannsuniformen vom Hafen gekommen waren und den geisterhaften Nonnen und dem italienischen Chor ein großgermanisches Lachen entgegensetzten, dazu auch schandbar viel Tabak kauten und sichtlich Spuren dieser Tugend auf ihren Plätzen zurückließen, so bin ich doch nicht allzu erbaut von bannen gegangen. Zur Musik werd ich auch in Italien nicht bekehrt werden; — zum Zeichnen und Malen drängt aber diese plastische Fülle der Natur, diese Farbenpracht und diese graziosen Formen mit einer innern Notwendigkeit.

Den Brief der Mutter mit Eggers' Zeilen hab ich noch in Mailand erhalten und mich sehr gefreut. Heute fahr ich noch nach Livorno und gedenke etwa 6 Tage in Florenz zu bleiben. Dann schnell und ohne Aufenthalt nach Rom; es drängt mich nach einem festen Sitz und nach einer Thätigkeit, das bloße Herumfahren und Anschauen ermüdet.

Ich schließe. Leb wohl, vielleichte Schwester, und sei gesamt und verständig in den kleinen Vermittlungen, die sich in der Heimath um Dich herumspinnen. Ich grüße Euch alle viel tausendmal. Von Rom bekommst Du meine Reiseblätter.

Dein treuer Bruder

Joseph.

Am Abend des 6. Juni fuhr Scheffel mit dem Dampfschiff „Maria Antonietta“ von Genua nach Livorno und gelangte von da, nach kurzem Aufenthalt in Pisa, von dem er nur einen traumhaft vorüberfließenden Eindruck erhalten wollte, nach Florenz, wo er einige Tage verweilt. Dann aber drängte es ihn zu dem ersten Hauptziel seiner Wanderschaft nach Rom, das er in den letzten Tagen des Junis erreichte.

Ernst Robert Curtius / Paris

Das antike Rom und das moderne Paris sind die beiden einzigen Beispiele dafür, daß die politische Hauptstadt eines großen Staates der Mittelpunkt seines nationalen und geistigen Lebens geworden ist, und daß sie darüber hinaus für die ganze bewohnte Welt die Bedeutung des kosmopolitischen Kulturzentrums erlangt hat.

Weder London noch Wien, noch Berlin können gleiches von sich sagen.

Nur in Paris empfindet man, wie in Rom, „ein Universales von Humanität, von dem man umgeben ist“: der Geschichtsschreiber der Stadt Rom, Ferdinand Gregorovius, hat in seinen Pariser Tagebuchaufzeichnungen diese Formel geprägt, die einen Wesenszug von Paris festhält.

Paris bedeutet für Frankreich die repräsentative Zusammenfassung des nationalen Daseins: aber zugleich ist es ein geistiger caput orbis. In demselben Maße, wie die geistliche Vorherrschaft Roms über das Abendland durch die Kirchenspaltung und die Aufklärung eingeschränkt wurde, hat sich die Weltbedeutung von Paris verstärkt.

Wenn es ein Irrtum ist, zu meinen, Paris kennen, heiße Frankreich kennen, so ist Paris doch des Landes Herz und Hirn, was von keiner anderen Hauptstadt, auch nicht von Rom, gilt. Hier strömen alle Adern des gesamten Organismus zusammen. Hier empfindet der Fremde nicht nur die Majestät einer tausendjährigen Geschichte wie in Rom, nicht nur die Energie zeitgenössischer Kraftentfaltung wie in Berlin. Was ihn fesselt, ist vielmehr das Ineinander von Vergangenheit und lebendigster Gegenwart. Hier trifft er noch die ehrwürdigen Spuren Roms, hier die glorreichen Zeugen jener mittelalterlichen Christenheit, welche die Dome unseres nordischen Europa errichtet und den Glaubensmut der Kreuzzüge entfacht hat. Hier schuf sich der Ruhm des königlichen und des kaiserlichen Frankreich die großen Denkmäler. Und alle diese Geschichtswelten sind doch nicht abgeschlossen in der modrigen Luft der Museen, sondern umspült von einem wogenden Leben, von jenem Geheimnis des Lebens selbst, in das keiner so tief hineingehaut hat wie Balzac, und in dem alle Fieber des Genusses und des Ehrgeizes, alle Begierden und alle Verzichte ihre letzte Steigerung finden. Wer an einem leuchtenden Sommerabend der schönen Steigung der Champs-Élysées folgt, dem kann es erscheinen, als ob hinter dem monumentalen Tor des Triumphbogens ein Meer der Lust sich öffnen müsse. Aber unter diesem

Bogen brennt die ewige Flamme des Totengedächtnisses. Man erfährt einen Ewigkeitsaspekt von Paris in diesem Nebeneinander von Leben und Tod. Paris ist reich an solchen Kontrasten. Über den Vergnügungststätten von Montmartre erhebt sich in geweihter Glorie die weiße Kuppel des Sacré-Coeur. Wenige hundert Schritte vom lärmenden Verkehr der Weltstadt winken alte Bäume, tönen Klostersglocken, laden stille Provinzgassen zu besinnlichem Nachdenken. Alle diese Kontraste sind aber wieder befaßt in einer Einheit von Atmosphäre und Stimmung, worin die Anmut heiterer Gärten, das naive Kleinleben der Straße, die geschwungene Folge der Seinebrücke, die grauen Fluten des mächtigen Stromes, die Geometrie der Häuserwürfel, die so verschiedenen Eigenart der einzelnen Stadtviertel zusammenklingen. Paris ist nicht nur eine Stadt, es ist auch eine Landschaft aus Wasser, Wäldern, Rasen, und sie hat ihren eigenen Himmel, dessen zart abgetönte Farben mit den blaffen, grauen und gelblichen Tönen der Häuser zusammenstimmen.

Weder Natur noch Geschichte schienen dem gallischen Luteitia dem bescheidenen Hauptort des Stammes der Parisii, eine weltbedeutende Rolle zu prophezeien. Die beiden wichtigsten römischen Reichsstraßen, die Gallien durchquerten und es mit Rom einseitig, mit Britannien andererseits verbanden, berührten Luteitia nicht. Zwar bewahrt Paris noch heute zwei wichtige Denkmäler der Römerzeit: eine Arena und die sogenannten Thermen, deren Reste im Baukomplex des Cluny-Museums erhalten sind. Aber mit den Römerstädten des südlichen Frankreich hat es sich niemals an Glanz und Bedeutung messen können. Auch unter den Merovingern hat Paris keine große Rolle gespielt; noch weniger unter den Karolingern, die den Schwerpunkt des Reiches nach Osten verlagerten.

Anderes wurde das erst seit dem Ende des 10. Jahrhunderts als die Capetinger den französischen Thron bestiegen. Sie verbierten in Paris, und das ist der einzige Grund, der es zur Hauptstadt von Frankreich gemacht hat. Der Aufstieg dieser Dynastie bedeutet zugleich den von Paris. Ihr verdankt Paris seinen ersten Mauergürtel, von dem heute noch Reste vorhanden sind; ihr verdankt es den Louvre, dessen ältester Bau 1204 begonnen wurde; ihr die Gründung seiner Universität (1200). Schon im 13. Jahrhundert war Paris zum geistigen Mittelpunkt Europas und zum Hauptschauplatz der französischen Geschichte geworden.

Der hundertjährige Krieg brachte dann einen schweren Rückschlag, Pest und Hungersnot rafften Zehntausende dahin.

machten die verbödete Stadt unsicher. Der englische Thronfolger wird in Notre-Dame zum König von Frankreich geweiht. Das ist der Tiefpunkt der Pariser Stadtgeschichte, wie des französischen Königtums.

Aber eine neue Blütezeit begann mit der Renaissance. Für die Baugeschichte von Paris bedeutet sie ein stärkeres, persönliches Eingreifen der Monarchen, und das Durchbringen eines neuen Kunstgeschmacks, der auf Symmetrie und Perspektive abzielt.

Die neue Renaissancebaukunst entfaltete sich zuerst in den Königsschlössern an der Loire, wo die Valois zu residieren liebten. Erst nach der Niederlage von Pavia und der spanischen Gefangenschaft siedelte Franz I. nach Paris über. Der Konflikt mit den Habsburgern ließ ihm diese Verlegung seiner Residenz wünschenswert erscheinen: er brauchte die Stütze der Pariser Bevölkerung; er mußte sich mit dem Geld des hauptstädtischen Bürgertums finanzieren; und er durfte auch aus militärischen Gründen nicht zu weit von der offenen Nordgrenze residieren. Die Ueberfiedlung machte eine Erneuerung des Louvre nötig. An Stelle des alten Festungsturmes, der sich der Seine zukehrte, trat der neue Louvre, den Pierre Lescot 1546 begann. Für seine Mutter erwarb Franz I. das weitlich anstößende Gelände, wo bis dahin Ziegeleien (tuileries) betrieben wurden. Das Tuileries-Schloß wurde 1871 ein Opfer des Aufstandes, aber sein Park ist heute noch eine der beliebtesten Erholungsstätten der Pariser.

Ludwig XIV., der in seiner Jugend den Aufruhr der Fronde in Paris miterlebt hatte, liebte Paris nicht. Er hat fast niemals dort residiert, sondern sich in den starren Prunk von Versailles zurückgezogen. Damit beginnt die Lösung der Monarchie vom Volke. Dennoch hat die Regierung des Sonnenkönigs und seiner Nachfolger im Stadtbild von Paris großartige Spuren hinterlassen. Beim Ausbruch der Revolution war Paris eine Weltstadt von 600 000 Einwohnern. Die politische Umwälzung hat dann vieles vom alten Paris zerstört. Aber endgültig wurde diese Zerstörung erst unter dem zweiten Kaiserreich. Es hat das Stadtbild von Paris mehr verändert als die vorausgehenden fünfzehn Jahrhunderte. Ein neues Prinzip griff damals in die Entwicklung ein: das der systematischen, rationellen Umgestaltung — der „urbanisme“, wie die Franzosen sagen. Die Anregung dazu gab

Napoleon III. selbst; die Ausführung leitete der Seinepräfekt, Baron Haussmann. Man wollte Paris durch großzügige Modernisierung zur Hauptstadt der zivilisierten Welt machen. Mitbestimmend war das Vorbild von London, dem auch die Anlage neuer Parks und „Squares“ entlehnt wurde. Die Erweiterungen und Neubauten trafen in eine Epoche des Stilverfalls. Der Stil „Second Empire“ ist ein überlasteter, innerlich unwahrer Eklektizismus; seine charakteristischste Schöpfung die große Oper. Die Erweiterung und Modernisierung der Stadt war eine unabwiesbare Forderung. Aber die Art, wie Haussmann sie durchgeführt hat, ist mit Recht getadelt worden. Seine gradlinigen Straßendurchbrüche sind unorganisch und haben unnötig viel zerstört. Das Prinzip, mehrere große Verkehrsstraßen auf einem Platz zusammenzuführen zu lassen (wie auf dem Opernplatz und an der Etoile) hat sich als unheilvoll erwiesen, weil es den Verkehr hemmt und gefährdet. Eine unbeabsichtigte und vielfach unbemerkte Nebenwirkung des Systems Haussmann liegt übrigens darin, daß der Besucher von Paris meist in dem leicht überschaubaren Netz der breiten modernen Durchbruchstraßen gefangen bleibt, und auf diese Weise die Schönheiten und Merkwürdigkeiten des alten Paris, die oft nur wenige Schritte entfernt sind, gar nicht kennen lernt. Wieviele von den Tausenden, die sich Liebhaber von Paris nennen, kennen die rue Brise-Miche, die sich seit dem 14. Jahrhundert kaum verändert zu haben scheint, oder die mit tabaklistischen Zeichen geschmückte Kolossalssäule des ehemaligen Hotel de Soissons, die dem Hofastrologen der Katharina von Medici als Sternwarte diente?

Die Geschichte von Paris ist, wie die Roms, ein Stück Weltgeschichte. Paris kennen lernen, ist ein Studium, das Monate und Jahre beansprucht, und das dem Geist eine unerschöpfliche Nahrung bietet. Man kann den Längsschnitt der historischen Entwicklung und den Querschnitt des heutigen Lebens durch die Pariser Welt legen — und man wird auf beiden Wegen eine so große Fülle verschiedener Bilder entdecken, daß sie die Totalität des menschlichen Daseins auszufüllen scheint. Der Gesamteindruck von Paris ist nicht durch eine Epoche, einen Stil, eine Stimmung beherrscht, sondern setzt sich zusammen aus einer fast unerschöpflichen Menge charakteristisch ausgeprägter Sonderaspekte. Paris ist eine symphonische Dichtung der Menschheit.

Anna Maria Kenner / Die Guillotine

Der Schall einer unwillig zugeschlagenen Tür und das leise Geräusch erschütterter Körper gaben für einen Augenblick der seltsamen Stube eine Stimme. Sie machte den jungen Mann aufhorchen, als wäre es eine unwillige Mahnung eines fremden Wesens. Die Stube lag an dem sonnigen Mittag in einem bösen Schweigen, während vor den Fenstern Vögel zirpten, Baumwipfel im Winde wehten, ein Brunnen rauschte, der in den Anlagen vor dem Hause stand. Jemandwo in der Straße blies ein Flötenspielbeständiger kurzatmige Triller.

Rundum an den Wänden standen Schäfte, und auf ihnen eine Sammlung von allen möglichen Dingen, mit denen eine Knabenphantasie die Klausur eines Alchimisten ausstatten mag, die mit ihrer Unheimlichkeit von einer frühreifen Witzbegier und einer krankhaften, den dunkeln Dingen nachspürenden Einbildungskraft zeugten. Da waren Gefäße, in denen sich Schlangen und Molche in Spiritus ringelten, ein Menschen- und ein Affenschädel, eine bemalte barocke Holzschneiderei, die das Martyrium eines Heiligen darstellte — der Heilige lag unbekleidet, nur eine Mitra auf dem Haupte vor seinen Fenken, die ihm mit einer Wunde die Eingeweide aus dem Leibe rissen — Stöße von alten Holzschnitten mit Moritaten und Gruselgeschichten, wie man sie in einem Trödelladen kauft, Bücher aus jener tollen Zeit der Teufelsbeschwörungen und Hexenprozesse; ein paar moderne übelbeleumundete Schriftsteller fanden sich zu der Versammlung menschlicher Phantasiegrenzen. Aber auch harmloseres Gerät stand umher: ein Mikroskop, ein paar Modelle zu einem physikalischen Werk, und hier und dort sah eine groteske, geschnitzte Holzpuppe.

Inmitten dieser kuriosen Welt sah der Primaner Severin Grohe, während seine Mitschüler Tennis spielten, schwammen, wanderten oder einer Liebhaft nachgingen, all seine freie Zeit, und wählte mit seinen Gedanken in all dem Sonderbaren, Abwegigen, das seit alten Zeiten Schwarzmagier, Alchimisten, Charlatane und Schriftsteller mit krankhaft verkehrtem Gefühlsleben ergrübelt haben mochten.

Der Achtzehnjährige schlief wenig, und in den kurzen Stunden der körperlichen Rast hekten finstere und blendende Spukgestalten und die ganze dämonische Welt, der der Unwissende sich verschrieben hatte, seinen Geist umher, mit dem sich dann am Tage der Körper ermattet schleppte. Severins Lehrer teilten sich in ihrem Urteil über den früh selbständigen, unabhängigen Elternlosen; die einen schätzten seine hervorragende, wenn auch sprunghafte Begabung, die andern bangten vor dem frühreifen Wesen und der scharfen Kritik des immer wachen Schülers.

Severin Grohe war dem rätselhaften Zwang verfallen, der sich oft junger, kraftvoller Menschen an der Schwelle der Reife bemächtigt. Aus den Tiefen des menschlichen Wesens steigen Gefühle, Sichte, Gedanken in maßlos überströmender, chaotischer Fülle auf — und was in diesen Jahren im Menschen sich vollendet

und ihn zum harmonischen Wesen gestalten will, klärt sich erst nach vieler Verwirrenheit und bewußtlosem Taumel zwischen glück- und leidvollem Uebermaß. Noch weiß der junge Mensch nichts von Gemeinschaft, nichts vom Uebermenschlichen und nichts vom Verbundensein seines eigenen Wesens mit den Welten. Er lebt dumpf hintreibend mit dem Blutstrom, der in der Menschheit kreist, aber er weiß nicht, wo er treibt.

Der junge Mann hörte im Klang der schlagenden Tür erst mit ganzem Bewußtsein, was sein Freund Erich Martin zu ihm vor einer Minute gesprochen; der hatte ihn zum Tennis abholen wollen, eine Ablehnung erfahren, und war unwillig gegangen. Severin beugte sich wieder über seinen Arbeitstisch, der bedeckt war mit Werkzeug, Holzstücken, Schrauben, Zeichnungen und Büchern — vor dem Arbeitenden lag ein Stuch aus der Zeit der französischen Revolution, einer von den Moritaten-Holzschnitten, ein Lehrbuch der Anatomie und eins der Physik aufgeschlagen. Wenn die überschmalen Hände mit den hervortretenden Knöcheln von der Schnitzerei am Holze ruhten, dann beugte sich das stubenfarbene Gesicht mit der Hakennase über eins der Bücher. Er hob es sich dann langsam, so schienen unter dem dunkeln Gesock und der etwas zu niedern Stirn die nachdenklich und lästern zusammengekniffenen Augen farblos; wenn sie sich öffneten, waren sie groß; dunkelgrau und schön, hätte nicht ein trübes, unruhiges Wesen darin gegeistert.

Als Knabe hatte Severin, früh verwaist, und darum meist einsamem Spiel und seinem ewig unbefriedigten Wissensdrang überlassen, unbelehrt und ohne Führung eines liebevollen Menschen, zuweilen ein erhöhtes Lebensgefühl wahrgenommen, wenn er kleine Tiere erwürgte — als ob er ihnen ihr Leben entrisse und seiner eigenen Lebenskraft hinzugesetzt hätte. Während er heranwuchs, führte ihn sein wacher und lebendiger Geist über solche Untiefen seines Gemüts weg, aber auch jetzt drängte das unerkannte Triebhafte zu jenen Sphären, wo naturhaft-einfache Kräfte sich mit dem überlegenen menschlichen Verstand unselig paaren zu einer rätselhaften Dämonie.

Die Kameraden verkehrten mit Severin Grohe mit einem aus Neugier und Unbehagen gepaarten Respekt oder begegneten ihm mit ausgesprochener Abneigung. Seine Freunde pflegte Severin zuweilen einzuladen und mit Zigaretten, interessanten Büchern und seltsamen Schaustellungen zu fesseln. Er führte dann irgendeine gruselige Historie vor, begleitet von Knittelversen im Moritatenton oder von gleichmäßig erzählenden Worten, hinter denen Listernheit loderte. So hatte er einmal gezeigt, wie ein Mörderpaar in England gehängt wurde — die Zeitungen waren gerade voll von dem Prozeß. Die paar halbwüchsigen Jungen hatten beim Anblick des regelrecht aufgestellten Galgens, bei der Zeremonie des zerbrochenen Stabs, beim Verlesen eines komödiantischen Todesurteils halb belustigt, halb mit leisem Grauen zu-

gesehen; aber als der blasse, hakennasige Henker mit seltsamen Gebärden eine der beiden Holzpuppen die Leiter hinaufzerrte und ihnen eine Schlinge um den Hals legte, hatten sie angewidert und mit klopfendem Herzen weggeschaut.

Dennoch reizte das Spiel, und keiner der jungen Menschen sprach zu Hause oder bei Freunden ein Wort davon, auch nicht, als Severin es einigemal wiederholte. Severin aber wurde von einer fiebrigen Unruhe erfasst, die sich nur durch die Vorstellung beschwichtigen ließ, als erwürge er, um sich das Leben des Erwürtgten anzueignen. Gleichzeitig sann er darüber nach, aus welchen Motiven die Menschen töteten, in bewegten Zeiten unter dem Schein einer Säkung mit Vorbedacht töteten und dabei zusahen; er glaubte, daß sie dabei das Nämliche empfanden, und rechtfertigte sein eigenes Tun mit dem jener Unwissenden. Die ganze Finsternis eines vom Blutrausch Betäubten kam über ihn. Es war, als müsse er, der Junge, Unreife, die nächtigen Wege einer Unreife, unbelehrten, verfinsterten Menschheit noch einmal gehen. Wie jene achtete er der reichen Welt, der fröhlichen Natur und der Liebe nicht. Von Liebe und Weib dachte der Fröhlichgelächte geringschätzig, wie alle die wähen, daß Wissen auch Verstehen sei.

So sah Severin Grohe an den hellen Sommertagen und konstruierte eine Mordmaschine, jenes Instrument, das ein französischer Arzt erfand, wie in einer Vorahnung des nahen Mordens in der Revolution. Als das meterhohe Holzgerüst fertig war, und das Fallbeil dem leisen Handgriff des Konstrukteurs gehorchte, fühlte Severin ein dunkles, herrscherhaftes Glück. Tagelang ging er in versunkenem Sinnen umher.

Schließlich lud er die Kameraden zu einem neuen Schauspiel ein. Neugierig und bewundernd sahen sie auf dem Arbeitstisch Severins die Guillotine stehen. Severin hatte einen Prolog gedichtet, der abwechselnd mit gewolltem Pathos und kalter Fronte die neuerfundene Maschine und die rasche Todesart pries. Und dann legte er eine der kleinen Puppen, die sich aufblasen lassen und wieder zusammenfallen, wie sie auf der Messe der Mann mit den Luftballonen verkauft, unter das Fallbeil, ließ es stürzen, und das rote, aufgeschwollene Körperchen schrumpfte in einen ärmlichen Fetus ein. Die jungen Leute sahen gebannt, durchschauert von der grausigen Vorstellung, ein lebendiges Wesen läge unter dem Beil, von Leben durchpulst, und sinke nach dem Sturz des Messers ins Nichtsein, häßlich und zerstört. Mit dem Grauen aber mischte sich in den jungen Männern ein unbeschreibliches Gefühl einer dunkeln Lust am Zerstören, eine gierig herbeigezogene Vorstellung von der Dual eines so vernichteten, lebendigen Wesens. Ahnungslos versingen sie sich in den Irrungen naturwidriger Gefühle, betäubt von der Unrast ihres jungen Blutes, ohne Erkenntnis des wahrhaft Menschlichen. Sie waren töricht genug, stolz auf ihr Wissen und ihre Erkenntnisse zu sein; sie hielten sie für das Leben und glaubten es zu kennen und zu verstehen.

Severin Grohe war dem Kreise fast wie ein Meister geworden. Sein wahrer Intellekt und seine trotz seiner abwegigen Interessen vorzüglichen Schulleistungen wurden von den Mitschülern bewundert, von denen die meisten ihre frische Ursprünglichkeit den finstern Phantasien ihres Lehrmeisters geopfert hatten. Ihn selber herauschte zuweisen die Einsicht, welche Macht er über die jungen Gemüter hatte. Einige von ihnen hatten die ehrfürchtige Neigung zu einem der jungen Mädchen ihres Bekanntenkreises erlebt. Es kam einmal bei Severin die Rede darauf. Mit leiser Scheu behaupteten einige, die Mädchen seien bessere Wesen als die Männer. Severin lächelte geringschätzig, aber er wußte im Augenblick nichts darauf zu erwidern. Als Erich Martin seine Schwester Helene als feines, fröhliches Mädchen pries, die ganz ahnungslos sei, wandte Severin Grohe sich ab.

„Ich möchte wissen, wie unsere Aufführungen auf deine Schwester wirken,“ sagte er ein paar Tage später zu Erich. „Laß sie damit in Frieden,“ antwortete der schnell.

Von diesem Tag an bohrte in Severin die Begierde, Helene Martin in seiner Stube zu sehen, ihr helles Gesicht voll Erwartung und ahnungsloser Fröhlichkeit, und dann zu beobachten, wie Schrecken und Schauer ihren zarten Körper heben machten. Er verlockte den Freund mit der Ankündigung eines neuen, lang erfonnenen Spiels.

Nach einigem Drängen verstand sich Erich dazu, seine Schwester mitzubringen, und mit ihr ihre Freundin Ruth Klampen. Er wußte wie Severin nicht, daß sie beide der dunkle Trieb leitete, das von ihnen bewunderte Mädchen ihre Stärke fühlen zu lassen, indem sie ihm Schrecken zufügten. Als Helene und Ruth in ihren lichten Kleidern in das seltsame Gehäuse traten, in dem zum Ueberflus ein schwarzer Vorhang in halber Fensterhöhe einen Teil des Raums bedeckte, blickten sie voll fröhlicher Neugier um. Severin ließ ihnen nicht lang Zeit dazu; mit etwas erschütterter Sicherheit eröffnete er ihnen, daß sie ein historisches Schauspiel zu sehen bekämen. Helene hat in einer leisen Beklommenheit, er möchte das Fenster öffnen. Aber Severin erklärte, das ginge wegen des Luftzugs nicht, in Wirklichkeit fürchtete er einen hörbaren Schreckensruf der Mädchen. Er ging und verschloß die Tür, eine bänglich-verwunderte Frage Helenens erwiderte er da-

mit, daß er nicht unterbrochen sein wolle. Helene gab sich zufrieden, weil ihr Bruder neben ihr es als Selbstverständlichkeit hinnahm. Eine gute Weile kramte Severin hinter dem schwarzen Vorhang; die jungen Mädchen schauten gespannt auf das dunkle Tuch, Ruth plauderte mit Erich, während Helene still und mit leisem Unbehagen neben ihm saß. Langsam bewegte sich die Vorhangschnur, Metallringe schoben sich leise klirrend — ein Raum öffnete sich, den als Mauer gemalte Kulissen umgaben. „O Gott, was ist das?“ rief Helene halblaut. Eine lange Pause stand in dem Raum, vor den Blicken der Zuschauer die Guillotine. Da erschien aus der Kulisse eine Hand, blutrot, mit langen, grausamen Fingern. Sie schob vor sich her eine kleine Puppe aus Gummi und ließ die Puppe bald schauernd sich zurückwenden, bald umsinken und dennoch von der Gewalt der roten Hand langsam zu den Stufen des Mordgerüsts hinbewegt werden. Die langsamen Bewegungen waren so unheimlich, daß Ruth entrüftet ausrief: „Aber das ist ja abscheulich, nicht eine Minute länger sehe ich hin!“ Der unsichtbare Regisseur ließ sich nicht betrennen — allerdings faßte Severin ein Bangen, wie Helene den Greuel empfinden würde, und hätte sie ein Wort gesagt, so hätte Severin seine Schaustellung wahrscheinlich unterbrochen. So aber wartete er auf ein Zeichen ihres Entsetzens. Helene saß ohne Bewegung, mit erstarrten Gliedern und blankem Gesicht. Sie war gelähmt von dem Unpersönlich-Schicksalhaften, das sich ihr hier bildhaft vorstellte, das sie so oft als Lebendige bedeutender Männer und vom Haß verfolgter Frauen, als schrecklichen Tod Schuldiger und Unschuldiger gehört und gelesen — hier war das Unglaubliche, Niegesehene, die Todesangst der Maria Stuart, der Marie-Antoinette und der heldenhaften Charlotte Corday überfiel mit grauenvoller Gewalt die junge Mädchenseele, die nicht innerward, daß eine abgründige Leidenschaft ihr hatte einen Schmerz und Schrecken zufügen wollen.

Die rote Hand legte schließlich die Puppe auf das Brett und blieb ausgestreckt über ihr zum Zeichen, daß der Körper festgebannt, festgebunden sei. Dann erhob sie sich und entschwand langsam. Eine andere, schwarze Hand kam hervor, noch langsamer und grauenerregender als die rote, und näherte sich dem Gerüst. Der Anblick war unbeschreiblich schauerlich. Ruth schaute vor Entsetzen stumm nach Helene; sie saß unbewegt, von physischen Krämpfen durchwühlt.

Die schwarze Hand richtete sich steil auf, rührte an das Gerüst, und mit einem dumpfen Laut fiel das schräge Beil herab. Der Körper auf dem Brett machte durch die Erschütterung eine hüpfende Bewegung, die unheimlich echt und grauhaft erschien. Der Kopf aber schnellte eine Strecke weit fort; ein Streifen dunkelroter Flüssigkeit erschien auf dem Grund, sie troff vom Gerüst herab —

Erich Martin und Ruth Klampen gaben einen unwillkürlichen Schreckenslaut. Helene blieb stumm und versteht. Die Vorstellung ihres blassen, erschreckten Gesichts und der Anblick des zinnenden roten Saftes versetzte den Henker hinter dem schwarzen Vorhang in einen wilden Rausch. Erichs gepresste Stimme rief ihm: „Severin, ein Glas Wasser für meine Schwester!“ Severin kam hinter dem Vorhang hervor; die beiden, Ruth und Erich, erschrafen über seine Augen und ihren erregten Glanz. Aber die Blut erkoch, als Severin das stumme, todblaue Mädchen ansah, das sich mit schlaffen Gliedern an die Freundin lehnte. Er näherte sich ihr, da stand Helene auf und wandte sich mit einer Gebärde, die tiefstes Erschrecken und unheilbaren Abscheu ausdrückte. Dies Abwenden traf Severin mit ihm selbst unbegreiflicher Schärfe. Eine Dämonie kam über ihn, die ihn fast betäubte; Grauen mit dem er noch eben in dämonischer Freude andere erschreckt hatte, kehrte sich um und würgte ihn. Von irrfinniger Angst geschüttelt, sah er an Helenens Kleid das Blut eines in symbolhaftem Spiel Getöteten; das schauerliche Rot breitete sich über die schmale weiße Gestalt, erstikte sie und tötete ihn mit der unentrinnbaren Sicherheit einer rächenden Vergeltung.

Wortlos und erschüttert stand er, während Ruth Helene einen Mantel umlegte und Erich sie hinausführte, nachdem er zornig die Tür aufgeschlossen. Ohne Blick und Gruß ging Helene weg; Severin hörte ihre leisen, schleppenden Schritte auf der Treppe. Er wollte ihr nachsehen; es hielt ihn die Last eines Schuldgefühls zurück, das unerhört, nie gekannt ihn überwältigte.

Das Geheimnis des Lebens, das in aller Erscheinung verhorgen ruht, erhob sich gegen seinen Verächter und drohte ihm mit seiner ganzen übermenschlichen Größe. Und es schenkte ihm als größte aller Gnaden, die Schuld und ihre Dual, aus der allein Selbsterkenntnis geboren wird. Aus den Tagen der Marter und der Reue, die den jungen Menschen durchglühten, wuchs ein neuer Wille in ihm empor. Er hieß ihn das Symbol vollenden. Mit harten Lieben zerschlug Severin Grohe auf den dunkeln Fliesen des Kellers, was sein verräterer Sinn gebildet und gebaut. Und die bitteren Tränen, die der Erkennende, zermartert vor Schuld, qual weinte, waren heilendes Wasser für eine Menschenseele, die das Schicksal auf seinen unbegreiflichen Wegen durch Finsternisse und Irrtum gesunden ließ.